Pennsylvanische Staats-Zeitung.

Das deutsche Centralorgan der Demokratie für Pennsylvanien und die angränzenden Staaten.

Jahrgang 2. — Harrisburg, Pa., Donnerstag, Oktober 24, 1867. — Nro. 18.

Die
Pennsylvanische Staatszeitung,
Herausgegeben von
Joh. Georg Ripper,
erscheint jeden Donnerstag, und kostet $2.00 per Jahr, zahlbar innerhalb des Jahres, und $2.50 nach Verfluß des Jahrgangs.

Einzelne Exemplaren, 5 Cents per Stück.

Keine Subscriptionen werden für weniger als sechs Monaten angenommen; auch kann Niemand das Blatt abbestellen, bis alle Rückstände bezahlt sind.

Officen: in der „Patriot und Union" Druckerei, Dritten Straße, Harrisburg, und in der „Intelligencer" Druckerei, am Centre Square, Lancaster.

Wohnung: Nro. 410 Chesnutstraße, zwischen der 4ten und 5ten Straße.

Anzeigen.

Rösch & Herrmann,
Importeurer von
Rhein- und Neckar-Weinen,
Nro. 313 Walnut Straße,
zwischen der Dritten und Vierten Straße,
Philadelphia.
Juli 25, '67.-6M.

Th. J. Lauber,
Importeur von
Rhein-Weinen,
Salon und Restauration,
Nro. 24 und 26 Süd-Fünfte Straße,
Philadelphia.
Juli 4.—3 mo.

Franz Orth's
Lager-Bier Brauerei,
33ste und Master Straße,
Depot und Salon: 2301 Coates Str.,
Philadelphia.
Juli 25, '67.-tf.

Christ. Gerne's
Cherry Hill Hotel,
Nro. 2104 Coates Straße,
Philadelphia Pa.
Juli, 25, '67-bv.

Springman House,
No. 703 Walnut Straße,
gegenüber dem Washington Square,
Philadelphia.
Im besten Geschäftstheile der Stadt gelegen, —nach Europäischem Fuße neu eingerichtet,—mit geräumigen, eleganten Salons und Zimmern, empfiehlt sich dieses Hotel allen Reisenden noch durch vorzügliche Küche und durch einen, mit den besten, selbstimportirten Weinen angefüllten Keller.
Philadelphia, Juli 4.—3mo.

Ullmann's Hotel,
Racestraße, nahe der 3ten Straße,
Philadelphia, Pa.
Durchaus neu eingerichtet, empfehle ich dem reisenden Publikum auf's Beste.
Wm. Rullmann,
Eigenthümer.
(Früher Rullmann's Hotel, Washington.)
Juni 6. '67—6M.

Bolton's Hotel,
(früher Bühler Haus,)
Hrrisburg, Pa.
Geo. J. Bolton,
Nov. 8, '66. Eigenthümer.

Vincenz Orsinger's
„Sechste Ward-Haus"
Ecke der Dritten und Verbeke Straße,
Harrisburg Pa.
Der Unterzeichnete empfiehlt dem geehrten Publikum seinen obigen Gasthof unter Zusicherung prompter Bedienung und billiger Behandlung.
Harrisburg, Juli 18. '67: 13.

Wirthschafts-Verlegung.
Der Unterzeichnete macht seinen zahlreichen Freunden und dem Publikum überhaupt die ergebenste Anzeige, daß er seine Wirthschaft nach der Süd Vierten Straße, zwischen der Markt und Chesnut Straße, verlegt hat. Er ladet deßhalb seine alten sowie auch neue Kunden zum freundlichen Besuche ein, und hofft durch reelle und prompte Bedienung auch fernerhin die Gunst des Publikums zu genießen.
C. F. Ebel.
Harrisburg, April 4. 1867.-tf.

Neue Wirthschaft.
Der Unterzeichnete zeigt hiermit dem geehrten Publikum an, daß er den bekannten Salon des Hrn. S. S. Davis in der Raspberry Alley, nahe der Marktstraße, käuflich an sich gebracht hat. Ausgezeichnete Getränke und Speisen werden stets unter freundlicher Bedienung dargereicht.
Um geneigten Zuspruch bittet
Geo. Kreitzer,
ehemalig von Lancaster.
Harrisburg, Juni 20. '67.-6M.

Park Hotel
Ecke Ridge Avenue und Broad Straße,
Harrisburg, Pa.
Der Unterzeichnete, dankend für die ihm bislang zu Theil gewordene liberale Gönnerschaft, empfiehlt obiges Gasthaus allen Reisenden unter Zusicherung guter und billiger Beherbergung. Kostgänger finden stets freundliche Aufnahme. Für gute Getränke ist in der Wirthstube bestens gesorgt.
John Stemler,
Eigenthümer.
Harrisburg, September 5, 1867-6M.

Philipp Hohl's Hotel,
Nros. 429 und 431 Callowhill Straße,
Philadelphia, Penn.
Vorzügliche Speisen und Getränke.
Reisende werden liberal bedient.
Philadelphia, Nov. 28, 1866.

Bierbrauerei
zu verkaufen.
Der Unterzeichnete wünscht seine Bierbrauerei, gelegen in Middletown, Dauphin County, Pa., etwa 9 Meilen von Harrisburg, zu verkaufen. Dieselbe ist fast ganz neu, mit einem 60 Fuß langen Keller versehen, und einem dreistöckigem Backstein-Haus und einem 2½ Stock hohen Främehaus nebst einer Lot von 50 bei 200 Fuß lang; Stallung für Pferde u. s. w. Näheres zu erfahren bei

Leonh. Schütz,
Middletown, Pa.
Sept. 26, '67—b

Helmbold's
Flüssiger Extract Buchu
heilt absolut alle Leiden der
Blase, Nieren, Stein, Dropsy, organische Schwäche, Damenkrankheiten, allgemeine Schwäche
und alle Krankheiten der
Harn-Organe,
einerlei, ob bei
Männern oder Frauen,
gleichviel aus welcher Ursache entstanden, und
Wie lange sie existiren.

Krankheiten dieser Art erfordern den Gebrauch eines Harntreibenden Mittels.
Braucht man keine Kur, so kann Schwindsucht oder Wahnsinn erfolgen. Unser Fleisch und Blut werden aus diesen Quellen erhalten und unsere
Gesundheit und Glückseligkeit,
wie
diejenige unserer Nachkommen, beruhen auf der rechtzeitigen Anwendung geeigneter Mittel.

Helmbold's Extract Buchu
ist seit über 18 Jahren anerkannt, zubereitet von
H. T. Helmbold,
Druggist,
594 Broadway, New-York, und
104 Süd 10te Str., Philadelphia.
Zum Verkauf bei allen Druggisten.

Helmbold's
Flüssiger Extract Buchu
schmeckt und riecht angenehm, ist frei von allen schädlichen Eigenschaften, und wirkt schnell.

Helmbold's Extract Buchu
verleiht dem Körper Gesundheit und Kraft und den bleichen Wangen eine frische Farbe. Schwäche wird von schlimmen Symptomen begleitet, und wenn keine Behandlung stattfindet, folgen Schwindsucht, Wahnsinn oder epileptische Zufälle.

Für Nicht-Halten oder Incontinenz des Urins; Reizbarkeit, Entzündung oder Schwäche der Blase oder Nieren. Krankheiten der Vorsteh-Drüsen, Blasenstein, Calculus, Grand oder Sandansatz, sowie alle Leiden der Blase, Nieren und Drüsenschwellungen
gebraucht
Helmbold's Flüssigen Extract Buchu.

Geschwächte und zarte Constitutionen
beider Geschlechter, braucht
Helmbold's Extract Buchu.
Es verleiht schnelles und energisches Gefühl und befördert gesunden Schlaf.

Nehmt keine unangenehmen und unsicheren Mittel
für unangenehme und gefährliche Leiden.
Braucht
Helmbold's Extract Buchu
und
Verbessertes Rosen-Waschmittel.

Des Mannes Ruhm ist Stärke.
Deßhalb sollten die Nervösen und Schwachen sofort
Helmbold's Extract Buchu
brauchen.

Zerrüttete Constitution hergestellt
durch
Hembold's
Extract Buchu.

Mannheit und Jugendkraft
wiederhergestellt durch
Helmbold's
Extract Buchu.
Helmbold's
Extract Buchu
und
Verbessertes Rosen-Waschmittel.
heilen geheime und zarte Krankheiten in allen Stadien für wenig Kosten, bei geringer Diätveränderung, ohne Beschwerde und Gefahr. Es schmeckt und riecht angenehm, wirkt augenblicklich und ist frei von allen schädlichen Bestandtheilen.

Helmbold's
concentrirter
Extract Buchu
ist das große Harntreibende Mittel.
Helmbold's
concentrirter
Extract Sarsaparilla
ist der große Blutreiniger.
Beide sind nach den Regeln der Pharmacie und Chemie zubereitet und die wirksamsten aller Mittel.
Verkauft bei allen Druggisten.
Sept. 19, '67—13., b. Mai 9, '68.

Poesie.

Die Augen-Sprache.

Es gibt eine Sprache so alt die Welt
Ein Jeder kann sie verstehen;
Es ist eine Sprache, die Jedem gefällt,
Der jemals das Licht gesehen.

Der Stumme, der nie einen Laut gemacht,
Der Taube, der nie gehört,
Sie wissen doch gleich, was das Auge sagt
Ob Niemand die Sprache auch lehret.

Der Säugling in seiner Wiege versteht,
Ja schon die zärtlichen Blicke,
Wenn er die Augen der Mutter sieht,
Wie sie selig schwelgen im Glücke.

So weit ja des Wanderers Fuß noch reicht
Wo immer Menschen noch leben.
Da wird es der Sprache der Augen gar leicht
Von Herzen Kunde zu geben.

Der Sterbende dem schon die Sprache fehlt
Er kann zum Abschied noch grüßen,
Wenn das brechende Auge die Liebe zählt
Die die stummen Lippen noch küssen.

Die Sprache der Augen ist geistreich und mild,
Wenn ein sanftes Herz sie verkündet;
Das Auge ist ja das liebliche Bild,
Das Herzen auf ewig verbindet.

Die Sprache, die keine Worte kennt
Das ist die Sprache, der Herzen;
Wer diese Sprache vom Menschen trennt
Löscht der Seele leuchtende Kerzen!

Feuilleton.

Schulmeisters Fränzli.

—:0:—

Erzählung
von
Richard Kunisch.

1.
(Fortsetzung.)

Jerusalem war das einzige Ziel seiner Sehnsucht. Die Reise dahin war fest beschlossen, und es schien, als würde sie bald zur Ausführung kommen können. Sechshundert Thaler, das hatte er ausgerechnet, brauchte er dazu und über vierhundert, den Rest seines kleinen väterlichen Erbtheils und späterer Ersparnisse, besaß er schon; in zwei Jahren konnte das Fehlende zurückgelegt sein von seinem Hauslehrergehalte. Kam er zurück von der heiligen Stadt, dann dürfte er wohl daran denken, sich um die Stelle eines Seelsorgers zu bewerben.

Aber Eheprojecte lagen ihm sehr fern. „Heirathen ist gut, Nichtheirathen noch besser", hatte er einst lächelnd mit den Worten des Apostels geantwortet, als zufällig das Gespräch darauf kam.

Trotzdem war er auch der Rectorin ein gern gesehener Gast. Seine gewinnende Erscheinung, die nicht ohne eine gewisse Eleganz war, bestach die würdige Frau, die auf Aeußerlichkeiten Gewicht legte. Die Schulmeisterin sagte von ihr, sie sei hochmüthig und stolz; ein gewisses Gefühl von Wichtigkeit und Ansehen hatte sie allerdings gepflegt und stets um so strenger die Grenzen nach unten bewahrt, je weniger sie es vermocht hatte, die Schranken zu beseitigen, welche sich ihrem Wunsche, mit Höhergestellten zu verkehren, entgegenstellten. Sie hätte ihre Tochter sehr gern versorgt, aber dem tüchtigsten und besten Dorfschulmeister hätte sie ihr Kind nimmermehr gegeben. „Das ist man seinem Stande schuldig", war eine häufig von ihr gebrauchte Redensart.

Jetzt überlegte sie mit dem Candidaten Hermann, was für ein Mann wohl der erwartete Lehrer sein möge. Man einigte sich dahin, daß er, nach seiner Freude über ländliche Abgeschiedenheit zu schließen, wohl ein ziemlich betagter, dem Weltlichen abgewandter Mann sein möge.

„Wenn er nur etwas reputirlich an seinem Aeußern ist", sagte seufzend die Rectorin. Der Seufzer galt der Erinnerung an den Verstorbenen, den sie ein wenig zu „cultiviren" versucht hatte; halb galt er auch der Tochter, die jetzt erwachsen war und doch versorgt werden mußte. Ueber 40 Jahre, das hatte die Rectorin bei sich beschlossen, wollte sie sich hinwegsetzen; wenn er nur nicht noch älter ist!

Aber das Fränzli ahnte von all diesen Sorgen nichts. Sie dachte an Liebe und Ehe so wenig, wie die Zöglinge ihres Vaters. In diesem Punkte war sie unschuldig und unbefangen wie ein Knabe von zwölf oder ein Mädchen von acht Jahren. Neugierig war sie auch wohl auf den Fremden, der nun ein Mitbewohner ihres Hauses und ein täglicher Gesellschafter werden sollte. Aber ebenso neugierig sah sie der Ankunft jedes neuangemeldeten Knaben entgegen.

„Er kommt, er kommt!" rief fast athemlos einer der Knaben, der von einer erhöhten Stelle des Gartens aus den Wagen entdeckt hatte und jetzt mit der Botschaft ins Zimmer stürzte. Eine unwillkürliche Bewegung entstand unter allen Anwesenden. Der Rector gewann zuerst seine würdige Ruhe wieder. „Rufe die Magd, daß sie das Gepäck hinaufträgt", befahl er dem Knaben, „geht vom Fenster weg", ermahnte er lächelnd die Mädchen. Er selbst blieb im Zimmer, bis der Wagen vorfuhr; dann ging er dem Ankommenden entgegen. „Gott grüße Sie", sagte er mit kräftigem Handschlag und nahm sein Käppchen ab, „willkommen in meinem Hause! Möchte es Ihnen in unserer stillen Häuslichkeit gefallen, das wünsche ich von Herzen! —" Neugierig standen die Knaben in ehrerbietiger Entfernung. — „Kommen Sie zuerst in Ihr Zimmer hinauf, dann stelle ich Sie den Meinigen vor." Sie gingen ins Haus, stiegen eine Treppe ins Dachgeschoß hinauf — „hier ist der Schlafsaal", erklärte der Rector, „hier schlafen Sie mit den vierzehn Knaben!" Dann führte er ihn in ein mäßig großes, bescheiden möblirtes Zimmer, in welchem mehrere Bänke standen: „Dies ist Ihre Wohnstube und zugleich das Lehrzimmer der zweiten Classe, welche Sie unter sich haben und hier ist noch" — er öffnete eine Thür — „ein Alkoven zu Ihrem alleinigen Gebrauch." Da der Candidat den Wunsch äußerte, die staubigen Reisekleider abzulegen, entfernte sich der Rector mit der Aufforderung, er möge nach beendeter Toilette herunterkommen.

Die Mädchen waren gewissenhaft vom Fenster zurückgetreten; desto erwartungsvoller blickten alle, den Candidaten Hermann nicht ausgenommen, auf den eintretenden Rector. Dieser lächelte eigenthümlich. „Kinder", sagte er, „wir haben uns in unsern Erwartungen sehr getäuscht —" „Wie sieht er denn aus?" war die einstimmige Frage. „Ihr werdet ja bald sehen, er kommt in einigen Minuten herunter". Mehr sprach er nicht, ging aber in sein anstoßendes Schlafgemach und kehrte in seinem blauen Tuchrock zurück; nur das Käppchen behielt er auf.

Eine erwartungsvolle Stille herrschte.

Jetzt kam er die Treppe herunter — der Rector öffnete die Stubenthür: „Ist es Ihnen gefällig, Herr Candidat, so treten Sie hier herein."

Die Rectorin zupfte verstohlen in aller Eile die Haubenbänder zurecht, die Nichte versteckte sich schämig hinter Fränzli, nur diese und Hermann blieben ruhig.

„Herr Candidat Wildhofen", sagte der Rector und stellte gegenseitig vor. Seine Ehefrau hatte sich auf diesen wichtigen Augenblick längst vorbereitet, auf die wohlgeordneten Worte des Ankommenden, auf ihre feierliche Gegenrede. Jetzt kam alles anders, sie wußte selbst nicht, wie. Der Candidat war so unbefangen, als handle es sich um ein alltägliches Ereigniß — mit einem Wort, es war der Rectorin zu wenig feierlich.

Aber wie sah er denn eigentlich aus? — „Ja, das läßt sich schwer sagen, denn eigentlich war gar nichts Auffallendes an dem Candidaten. Er hatte weder schmutzige Wäsche wie sein Vorgänger, noch einen rothen Backenbart wie der Dorfschullehrer; er war nicht bejahrt, sondern jung; er war auch nicht verlegen, wie seinerzeit der Herr Pastor, der jetzige Schwiegersohn, gewesen war, der bei seiner Einführung der eintretenden Magd eine Tasse mit dem Arm vom Präsentirbrett gestoßen hatte.

Und doch sagten sich alle Anwesenden, daß etwas an dem Fremden sei, das ihnen auffiel; sie wußten nur nicht recht, worin es bestand.

Der Bart allein war es nicht — freilich ein zierliches, gekräuseltes schwarzes Schnurrbärtchen, wie man es bei andern Candidaten nicht leicht findet. Die Wäsche war es auch nicht — freilich war sie so blendendweiß, daß sie selbst der Rectorin imponirte und viel feiner als die des Rectors.

„Sieh nur, wie weiß seine Hände sind! Der geht gewiß immer in Handschuhen!" zischelte Bertha, die Nichte, dem Fränzli ins Ohr. Ein Blick des Rectors verwies ihr das ungehörige Flüstern.

Der Fremde sprach nicht viel, aber ganz ohne jenen Anflug von Schüchternheit, den man vorausgesetzt hatte. Kaffee und Kuchen wurde aufgetragen; der Angekommene nahm etwas von dem Dargebotenen, ohne sich lange bitten zu lassen, wie es sonst wohl als guter Ton hier galt. „Der scheint auch nicht der Bescheidenste zu sein", dachte Bertha. Aber sie verwandte doch keinen Blick von ihm. Glücklicherweise sah er sie nicht an, sonst wäre sie feuerroth geworden.

Dann wurden die Knaben hereingerufen und dem neuen Lehrer vorgestellt. Der Rector weihte den Candidaten in den Stundenplan ein. „Wie ist es denn mit dem Französischen?" fragte er. „Ich habe bisher in der ersten Klasse unterrichten müssen, aber ich gestehe, meine starke Seite ist es nicht." Wildhofen erklärte lächelnd, er könne diese Stunden auch in der ersten Classe übernehmen, was den Rector sehr heiter stimmte. Er führte den neuen Lehrer in den Garten, zeigte ihm alle Räumlichkeiten. Dann setzte man sich zu einem einfachen Abendessen, an welchem auch alle Knaben theilnahmen, um den Tisch.

Um halb zehn Uhr führte der Rector den Lehrer und die Zöglinge in den Schlafsaal. „Während ich mich ohne Beistand behelfen mußte, habe ich hier oben geschlafen. Achten sie nur darauf, daß die Knaben nicht plaudern oder sonst Unfug treiben! Um 6 Uhr wecke ich die Schüler; das besorge ich selbst und führe sie hinunter zum Frühstück. Ihnen, Herr Candidat, wird es wohl bequemer sein, wenn Sie oben in Ihrem Zimmer frühstücken. Und nun, von Herzen wünsche ich Ihnen eine gute Nacht!" Mit kräftigem Handschlag entfernte sich der Rector.

„Ich glaube, ich habe eine recht gute Wahl gethan", sagte er unten zu seiner Frau: „Gott gebe seinen Segen!"

Die Rectorin dachte bei sich, daß der Candidat ein ungemein vornehmen Schwiegersohn abgeben würde. Daß er ein wenig zu respektlos auftrete, wollte sie ihm unter dieser Voraussetzung schon vergeben. „Gott gebe seinen Segen!" sagte sie gleichfalls. Dann schlief sie ein.

„Denke Dir", flüsterte Bertha zu Fränzli — laut durften die Mädchen nicht sprechen, um die im Nebenzimmer schlummernden Aeltern nicht zu stören, — er hat ein Taschentuch von Batist! Ich habe es ganz deutlich gesehen, als er es herauszog!

„Recht stolz sieht er aus", fuhr sie fort, indem sie sich auskleidete; „gar nicht wie ein Candidat, eher wie ein Offizier".

Das Fränzli schwieg.

„Wie gefällt er Dir denn?" fragte Bertha, indem sie das Licht auslöschte und in ihr Bett schlüpfte.

„Ich weiß es selbst noch nicht recht". sagte Fränzli nachdenklich.

Pünktlich um 6 Uhr erschien der Rector auf dem Schlafsaale und weckte die Knaben, welche nun eilig die Betten verließen und vor einer Reihe hölzerner, mit Wasser gefüllter Kübel ihre einfache Toilette verrichteten, bevor sie hinunterstürmten zum Morgengebet und Frühstückstisch. Wildhofen, der gleichfalls erwacht war, schaute sich nun in dem Raume um, der ihm als Schlafgemach gedient hatte. Die Rectorin hatte wohl recht, wenn sie meinte, einem verwöhnten Mann würde es hier nicht behagen. Der Schlafsaal nahm den mittlern Theil des Dachraums ein; die Decke lief an den beiden Längenseiten schräg nach den niederen Dachfenstern zu und war, gleich den Wänden, mit Kalk beworfen und geweißt, sodaß die Sparren des Gebälks nicht hervortraten. In diesem schmucklosen Raume standen außer den erwähnten Wasserbehältern 15 Betten und ein paar rohgezimmerte Schemel. Das war die ganze Einrichtung. Wildhofen bemerkte lächelnd, daß auch in seinem Bett weiße Ueberzüge durch buntcarrirte ersetzt waren, wohl um Wäsche zu sparen. An der linken Schmalseite führte eine Thür zu dem Vorraume und zur Treppe, rechts gelangte man in seine nunmehrige Wohnstube und durch eine zweite Thür in eine Vorrathskammer, während auf der andern Seite des Zimmers der ihm gleichfalls zugetheilte Alkoven lag. Wildhofen schien durch die Musterung seiner Umgebung weder betroffen noch unangenehm berührt zu werden. Er erhob sich rasch, kleidete sich an und suchte sich dann in seiner Wohnung einzurichten, indem er die mitgebrachten Effecten auspackte und so gut als möglich unterbrachte. Inzwischen kam die Magd mit Kaffee und einem Vorrath riesiger Schnitten Butterbrot, die dem jungen Mann für sechs Personen ausreichend erschienen. Um Punkt 8 Uhr fanden sich seine Schüler ein, acht an der Zahl, und der Unterricht begann. Die Knaben, davon überzeugte sich Wildhofen bald, zeichneten sich weniger durch große Kenntnisse als durch Ordnung und Gehorsam aus; auf Disciplin verstand man sich hier besser als auf das Unterrichten. Um 11 Uhr war die letzte Vormittagsstunde beendet und der junge Mann konnte im Auspacken fortfahren. Um 12 Uhr begab er sich, der Aufforderung des Rectors gemäß, ins Wohnzimmer hinunter, wo zu Mittag gespeist wurde.

Er hatte nun Muße, sich auch die Familie genauer anzusehen.

Der Rector war ein Mann, den man liebgewinnen konnte; sein biederes, herzliches Wesen macht auf Wildhofen einen angenehmen Eindruck. Die Rectorin classificirte er bald in die bekannte Rubrik „gutmüthige Hausfrau vom Lande", an der nur ein gewisser schulmeisterlicher Ausdruck — sie trug auch wieder die Hornbrille, nur die Sonntagshaube und den Merinorock hatte sie mit einfacherer Kleidung vertauscht — als Eigenthümlichkeit auffiel. Auch schnupfte sie gleich ihrem Mann. Bertha mit ihren nichtssagenden Zügen, wasserblauen Augen, breiten Schultern und großen weißen Zähnen, die bei dem steten Lachen auch stets zu sehen waren, war ebenfalls als „Hausfrau der Zukunft" bald abgethan. Länger verweilte der Candidat bei Fränzchen. Kernige Gesundheit, blühende Frische sprachen aus den Zügen und aus den entwickelten Formen des sechzehnjährigen Mädchens. Was aber den jungen Mann zuerst aufmerksam auf sie machte, war der metallreiche Klang ihrer Stimme; wenn sie sprach, war es wie Glockenläuten, wenn sie lachte, wie Lerchenjubel.* Wildhofen erinnerte sich nicht, jemals ein so herziges, frisches Lachen gehört zu haben. Dabei war ihr Blick so tief und klar, was sie sagte, so besonnen und bestimmt, jede ihrer Bewegungen von so ungekünstelter Anmuth, daß man es dem Vater, der einen regen Sinn für alles Schöne hatte, nicht verdenken konnte, wenn er häufig mit schlechtverhehltem Wohlgefallen auf sein Kind blickte, auf Fränzli, die ihm allein noch im Hause geblieben, denn sein Eduard besuchte das Gymnasium in der Stadt und sollte Theologe werden.

Aber auch zur Musterung des Candidaten bot diese erste Mittagsmahlzeit genügende Gelegenheit.

„Er scheint Hauslehrer in vornehmen Häuser gewesen zu sein", sagte der Rector, „das merkt man ihm bald an. Wenn es ihm nur hier in unserm bescheidenen Kreise gefallen möchte!"

„Gegessen hat er fast gar nichts, es schien ihm wohl nicht zu schmecken", meinte etwas verletzt die Rectorin.

„Er hat heute wieder ein Taschentuch von Batist gehabt, ich habe es ganz deutlich gesehen", berichtete Bertha. Auch Fränzli hatte es diesmal bemerkt. Sonst sprach sie aber nichts über den Candidaten.

„Was meinst denn du zu unserm neuen Lehrer?" fragte der Rector das Mädchen.

„Ich glaube, man wird schwer mit ihm bekannt", erwiederte Fränzli; „er hat etwas an sich, was ich nicht beschreiben kann und das macht, daß man sich in seiner Gegenwart genirt fühlt."

„Das ist in den ersten Tagen immer so", bemerkte würdevoll die Rectorin, obgleich sie sich heimlich gestand, daß die Tochter recht habe. Um 4 Uhr war der Nachmittagsunterricht beendet. Dann wurde Kaffee getrunken und der Rector ritt auf seinem alten Schimmel eine Stunde spazieren, eine Bewegung, die seine Gesundheit erforderte. Während dieser Zeit mußte der Lehrer die Zöglinge beaufsichtigen, dessen freie Zeit erst um 5 Uhr, nach der Rückkehr des Rectors, begann. Um 7 Uhr wurde gemeinsam zu Abend gespeist. So verging ein Tag wie der andere in größter Regelmäßigkeit, eine Ausnahme machten nur die Sonn- und Festtage.

Als um 5 Uhr der Candidat das Haus verließ, um, wie er sagte, einen längern Spaziergang zu machen, konnte der Rector einer Versuchung der Neugier nicht widerstehen. Er ging hierauf in das Zimmer des Lehrers, um, wie er schon bei jedem Vorgänger gethan, die Bibliothek desselben zu mustern, denn er war ein großer Bücherfreund und hatte überdies die Ansicht, daß man aus der Wahl derselben sehr bald auf Geschmack und Richtung des Besitzers schließen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserin Charlotte im Schlosse von Tervueren.

Zwei Meilen von Brüssel, dicht an einer schönen durch Gehölz führenden Straße liegt ein schönes Dorf mit niederigen, weis leuchtenden Häuschen. Tervueren heißt dieses Dorf. In seiner Mitte geht links die Straße ab und und man steigt da rasch hinan, zu den Mauern eines königlichen Schlosses. Von 1815 bis '30 war diese Domäne die Lieblings Residenz des Königs Wilhelm 1. von Holland. So lange Leopold 1. regierte, war sie ganz verlassen, kaum daß hie und da einmal der Graf von Flandern mit seinen Hunden dahin kam. Wer nun weiß daß dieser König Leopold sehr ökonomisch war und während seiner ganzen Regierungszeit auch nicht einen Sessel repariren ließ, der kann sich vorstellen, in welchem vernachläßigten Zustande sich die ganze Einrichtung des Schlosses von Tervueren befindet.

Dieses Schloß ist das vierte, welches eine unglückliche Frau während ihres kurzen Lebens bewohnt, eine Frau, die auch bereits den vierten Namen trägt. In Laeken hieß sie die Prinzessin Charlotte, dann in Miramare die Erzherzogin von Oesterreich, später die Kaiserin von Mexico und nun in Tervueren nennt das Volk sie die Irre.

Ihre ganze Kindheit hat sie bei ihrer Mutter verbracht, bei einer armen Resignirten, welche sie nur beten lehrte, und das Kind ahnte gar nicht, was geschehen war, als nach langer Krankheit diese gute Mutter starb und das elfjährige Kind mutterseelenallein blieb in dem großen Schlosse zu Laeken.

In diesem Alter sind Mädchen geschwätzig, aber sie sind es nur unter ihresgleichen. Hätte man diesem Kinde, das in der Einsamkeit verkümmerte und dessen Herz sich an keiner befreundeten Seele erwärmte, nicht Gespielinnen geben sollen?

Man dachte nicht daran. Armes Mädchen, das so sechs Jahre lange litt. Allein immer nur allein zwischen dem Grabe der Mutter, wohin das Kind ging, um zu weinen, und dem Vater, der nur alle Welt zittern zu machen verstand.

Prinzessin Charlotte war 17 Jahre alt; sie war groß, elegant, schlank, ihr Mund war fein ihre Nase adlerartig, ihre Augen groß, hell, neugierig und bisweilen unruhig; ihr reiches Haar kastanienbraun, der Teint leicht erröthend die ganze Haltung voll edler Bescheidenheit. Wer sie so gehen sah, leise und das Haupt immer leicht geneigt, wie ihre furchtsamen Blicke immer nach oben gewendet, die Augen dessen, der mit ihr sprach, aufsuchten, hätte hinter ihr eine einfache, sanfte und liebende Natur vermuthen sollen, gemacht dazu, sich auf ein anderes Wesen zu stützen und dieses zu lieben—aber man las auch Traurigkeit und Schmerz in ihren Augen.

An einem schönen Augusttage nun erschien sie, als Braut gekleidet, vor der versammelten Menge auf dem Balcon des Königsschlosses in Brüssel, am Arme eines jungen blonden Mannes, der die Uniform eines Admirals trug. Einige Tage später geleitete sie ein glänzendes Gefolge an den Bahnhof; die Glocken läuteten die Trompeten wirbelen, das Volk rief, sie reißte ab. Es sind auf den Tag zehn Jahre, daß wir sie abreisen gesehen. Um aus ihr eine Fürstin zu machen, sind die Oestreicher gekommen, sie aus Belgien zu holen. Nun kamen sie, um sie wiederzubringen. Vor ein paar Tagen fuhr in der Nacht langsam eine Kutsche die schöne Straße von Tervueren entlang. Das Kind kam in seine Heimath zurück. Aber die Kutsche war geschlossen, denn für diese Frau fürchtet man Reminiscenzen und man fährt sie dahin, wohin sie nie gegangen ist.

Was hofft man? Sie hat keine Mutter, sie hat keinen Gatten, sie hat kein Kind, wo wäre der Schmerz, wo der Wahnsinn der nicht weichen würde vor dem Lächeln eines schönen Kindes? .... Nein, dies Glück ist ihr nicht beschieden. Es gibt prädestinirte Naturen, und diese Prinzessin ist dazu ausersehen, zu zeigen, wohin das Exil aus der Familie führt.

Denn was gebrach ihr, um aus ihr eine glückliche Frau zu machen? Zwei Dinge hätten ihren nur irre umherschweifenden Geist aufrecht erhalten, wenn sie diese je besessen hätte: eine Mutter, als sie noch jung war und ein Kind als sie ein Weib geworden.

Wie ein junges Mädchen Pech hat.

Augenblicklich logirt ein junges Mädchen Namens Frl. Warner im Richmond House zu Chicago, welches in der letzten Zeit von einem außergewöhnlichen Mißgeschick heimgesucht wurde. Frl. Warner lebte früher in New York, wo sie in einem Modewaarengeschäft als Clerk angestellt war und sich durch Sparsamkeit die hübsche Summe von $700 erübrigt hatte. Anfangs vergangener Woche verließ sie New York, um eine in Janesville, Wisc., wohnende Schwester, und einige Freunde in Burlington, Iowa, zu besuchen. Ihr Geld, das Resultat jahrelanger, mühseliger Arbeit, nahm sie in ihrem Portmonnaie mit sich, sowie in zwei großen Koffern alle ihre Kleidungsstücke, darunter Pelze im Werth von $150. Bis Detroit reiste sie in Gesellschaft von Bekannten, von dort wollte sie mit der Michigan Central über Chicago nach dem Ziel ihrer Reise. Ihre Freunde jedoch beorderten sie in Detroit, ihren Plan zu ändern und via Grand Haven mit ihnen nach Milwaukee zu gehen.

In Milwaukee angekommen, fand sie zu ihrer äußersten Bestürzung, daß ihr Portmonnaie mit all ihrem Geld und ihren Gepäckscheinen verschwunden war, und daß man sie auf dem Dampfer von Grand Haven nach Milwaukee bestohlen hatte. Von dem Dieb war keine Spur zu entdecken, obgleich der Capitän des Dampfers versprach, Alles was in seinen Kräften stehe, zu thun, um denselben zu entdecken. Von Milwaukee kam Frl. Warner nach Chicago, in der Hoffnung, hier ihr Gepäck vorzufinden aber auch darin fand sie sich getäuscht; das Gepäck war entweder noch nicht angekommen, oder vermittelst der gestohlenen Gepäckscheine bereits abgeholt worden.

Augenblicklich befindet sich das Mädchen in einer fremden Stadt, ohne Geld, ohne Kleidungsstücke, aber trotzdem ist die junge Dame entschlossen, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern frisch von vorne anzufangen, und bereits hat sie sich nach einer Stellung umgesehen welche sie in den Stand setzt, anständig zu leben, und das Verlorne wieder zu erwerben.

Der Teufel citirt.

Ein alter Methodisten Prediger, welcher als Missionar durchs Land reiste, kam einst ermüdet am Abend eines warmen Tages in ein Haus und bat um ein Nachtquartier. Die Frau des Hauses, welche allein daheim war, bewilligte, da sie dessen Namen hörte, mit Freuden seine Bitte. Nachdem sie ihn mit einem guten Abendbrod regalirt hatte, wies sie ihm ein Schlafzimmer an. Der alte Herr, obgleich sehr ermüdet, konnte doch nicht gleich einschlafen. Da hörte er im Nebenzimmer plötzlich einige Stimmen, welche wie Liebesreden lauteten. Er vernahm, daß der Adonis nicht ihr Gatte war, sondern ein Liebhaber des Weibes. Da plötzlich rief das Weib: „Mein Mann kommt! Um Gotteswillen was nun thun?" Aber Weiberlist über alle List. Auch sie wußte sich zu helfen. In demselbem Schlafzimmer stand ein Flachsfaß; schnell wurde der Schlafkamerad hineingesteckt, und es war hohe Zeit; denn sogleich stürzte der rechte Mann zu Thür herein, hoch angeschossen. Da er, wie es in diesem Zustande die meisten Ehegatten zu thun pflegen, großes Geräusch machte, sagte die Frau, daß er sich ruhig verhalten möge, da im nächsten Zimmer Herr N. schlafe. Wie, dieser Teufels-Citirer? schrie der Herr Gemahl. Heute muß er auch mir den Teufel citiren. So sehr nun auch die Frau das Thörichte seines Wunsches erklärte und ihm aus dem Sinn zu reden suchte, er blieb dabei. Sie traten Beide in das Schlafzimer des Predigers ein, weckten ihn und der Mann machte ihn mit seinem Wunsche bekannt. Der Prediger wollte dieses Ansinnen zurückweisen, indem er die Thorheit und das Beleidigende ihm vorhielt. Doch vergebens, der Berauschte beharrte auf seiner Forderung. Nun, sagte der Prediger, wenn ihr darauf besteht, will ich euren Wunsch erfüllen. Gebt mir ein Licht, u. mit demselbem in der Hand, hieß er ihn und sein Weib, die durch dieses Manöver schon in Angst gerieth, ihm folgen. Er ging in Angst gerieth, ihm folgen. Er ging in das anstoßende Zimmer, auf das Flachsfaß los und steckte es an. Da plötzlich sprang der Teufel, ganz in Feuer gehüllt aus dem Faß heraus, und entwischte, weil er mit dieser Kompagnie aus guten Gründen nichts zu schaffen haben wollte, aus dem Haus. Der Berauschte zitterte am ganzen Leibe und Niemand konnte ihm seither ausreden, daß sein Gast ein leibhafter Teufelsbeschwörer sei, denn er habe den Teufel selbst gesehen. Was aus jenem Teufel geworden ist, wissen wir nicht; aber wir glauben, daß er das Versteckenspielen für lange Zeit aufgegeben hat.

Ein Neger-Despot.—Von der afrikanischen Küste berichtet die London Times den Tod des Kriegerhäuptlings Mabba, der sechs Jahre lang eine furchtbare Geißel war für die Negerstämme in den an die englischen und französischen Gebiete in Senegambia angränzenden Landschaften. Im Jahre 1861 war Mabba noch ein Häuptling von geringer Bedeutung im Königreich Badibu, aber ein eifriger Mohammedaner, und in demselben Jahre empörte er sich gegen seinen heidnischen König, tödtete ihn und warf sich zum Herrscher auf. Mit Feuer und Schwert verbreitete er den Islam und ließ Alles niedermachen, was sich nicht den Kopf schor und zum Koran bekannte. Aufgeblasen durch seine Kriegserfolge gegen Negerfürsten, fiel dieser fanatische Krieger im Juni 1866 in das britische Gebiet am Gambia ein, ward aber durch die geschickte Strategie des Statthalters, Obersten D'Arcy, mit großem Verlust zurückgeschlagen. Da beschloß Mabba seine französischen Nachbarn anzugreifen, und umzingelte im Dezember desselben Jahres mit 4000 Kriegern eine Abtheilung von 300 europäisch-französischen Truppen, welche alle niedergemetzelt wurden, bis auf 9, die sich durch die Flucht retteten. Die Gräuel und Menschenopfer des Königs von Dahomey verschwinden im Vergleich mit den Metzeleien und dem Elend, die dieser fanatische Mabba über harmlose Negerstämme verhängt hat. Jetzt vernimmt man aber, daß er von Joliffe, dem König von Sein, in einer Schlacht gefangen wurde, der ihn hinrichten ließ und den Kopf und die Hände desselben als Trophäe an den Gouverneur der französischen Niederlassungen am Senegal übersandte. Man rechnet, daß dieses Ungeheuer in sechs Jahren nicht weniger als 20,000 Menschen theils hinschlachtete, theils Hungers sterben ließ, oder in die Sklaverei verkaufte, und das Alles unter dem Vorwande des Glaubenseifers.

Es passiren doch fortwährend curiose Dinge unter der Sonne. Frazers Magazin für den Monat August berichtet von einem ganz außerordentlichen Scheidungsfall, der kürzlich in Berlin verhandelt wurde. Vor einigen Jahren besuchte eines Tages eine verheirathete Dame, Mutter mehrerer Kinder, die in bester Harmonie mit ihrem Gemahl, einem allgemein geachteten höheren Beamten lebte, die Kirche und hörte da die Predigt eines enthusiastischen jungen Geistlichen an, dessen Beredtsamkeit sie unwiderstehlich hinriß. Sie kehrte nach Hause zurück und machte ihrem Mann die erstaunliche Mittheilung, der junge Mann habe so erschütternden Eindruck auf ihr Herz gemacht, daß sie fühle, sie könnte nicht ohne ihn leben; sie beabsichtige ihm ihre Hand anzutragen und hoffe, Gemahl Nr. 1. werde Nichts gegen eine Scheidung haben. Dieser war natürlich wie vom Schlag gerührt, aber—some way or other—es gelang ihr endlich ihn zur Einwilligung zu vermögen und—was noch seltsamer ist — die Gerichte sanctionirten die Scheidung. Madame heirathete den „Glücklichen" und ein paar Jahre ging Alles in dulci jubilo, bis Letzterer auf einmal entdeckte, daß sie beide doch nicht recht zusammen taugten. Er kam nun seinerseits um Scheidung ein, diese wurde bewilligt und Madame — kehrt zu Gemahl No. 1 zurück.

Ein niedliches Experiment, das stark nach dem Free Love System schmeckt. Die Dame hatte einfach sinnliche Wallungen mit spirituellen verwechselt.

Alles hat seine zwei Seiten.

Unlängst sprachen wir von der berühmten neu erfundenen Cigarrenmaschine, über die in der Presse so viel gesprochen wurde.

Da Alles zwei Seiten hat in der Welt, so lassen wir hier einen sachkundigen Cigarrenmacher darüber sprechen, der unter Andern sagt:

„Aus der Bemerkung, daß das äußere Deckblatt mit der Hand angerollt werden muß, geht hervor, daß die Maschine nicht eine Cigarren-, sondern nach dem Ausdrucke der Sachkundigen nur eine Wickelmaschine ist, und hierdurch widerlegt sich die Behauptung von selbst, daß die Herstellungskosten sich um 50 Prozent verringern; denn von dem Durchschnittslohn von 10 Dollars für 1000 Cigarren kommen nur 2 Dollars auf den Wickelmacher, also Den, dessen Arbeit von der Maschine verrichtet werden kann, was aber eine die meiste Zeit und große Fertigkeit erheischende Hauptsache bei der Fabrikation ist. Wenn sich also die Herstellungskosten des Wickels, d. h. der Cigarre ohne das anzurollende äußere Deckblatt, wirklich durch Anwendung der Maschine um 50 Prozent verringern, statt 2 Dollars nur 1 Dollar betrügen, würde doch der Herstellungspreis der ganz fertigen Cigarre sich nur von 10 auf 9 Dollars reduziren — ein unbedeutender Gewinn, der noch kleiner wird dadurch, daß bei der Maschinearbeit viel mehr Tabak unbrauchbar wird und verloren geht, als bei der Arbeit mit der Hand. Nun hatte man sowohl in Deutschland wie hier schon lange Maschinen erfunden und besonders während des letzten Krieges, als wenig Arbeitskräfte vorhanden, und der Lohn der Arbeit in Folge dessen sehr hoch war, eine in Anwendnng gebracht die nicht nur den Wickel, sondern die ganze Cigarre bis zur Anfertigung der Spitze, was wiederum die Hauptsache beim Anrollen des Deckblattes ist, fertig lieferte; aber man fand auch diese bald als unpraktisch aus, indem man Cigarren besserer Qualität überhaupt nicht mit Maschinen fabriziren konnte und von den geringeren, auf diese Weise entstandenen noch nicht die Hälfte den Erfordernissen einer brauchbaren Cigarre genügten, weil sie niemals gleichmäßig, entweder zu leicht oder zu schwer zogen, und demnach für den Raucher wenig oder gar keinen Werth hatten.

Scalpirt.

William Thompson ein Telegraphist an der Pacific Eisenbahnlinie ist von Indianern scalpirt worden und lebt nach, um erzählen zu können. Er verlor seinen Scalp kurz vor der Wegnahme des Zuges an Plum Creek Station, die neulich gemeldet wurde, und folgendes ist die Geschichte, die er den staunenden Bürgern von Omaha, wo er jetzt ist, erzäglt:

Dienstag Abend ungefähr neun Uhr verließ ich und fünf Andere Plum Creek Station, und fuhren die Strecke hinauf auf einem Handkarren, um nachzusuchen, wo der Bruch im Telegraphen sei. Als wir an der Bruchstelle ankamen, sahen wir eine Menge Ziegel auf der Strecke auf geschichtet, aber in demselben Moment sprangen ringsherum Indianer vom Gras auf und feuerten auf uns. Wir feuerten zur Erwiderung zwei bis drei Schüsse ab, aber da wir sahen, daß die Indianer an uns eindrangen, liefen wir fort. Ein Indianer auf einem Pony suchte mich heraus und sprengte an zu mir. In einer Entfernung von 40 Fuß feuerte er auf mich, bei welcher Gelegenheit eine Kugel in meinen rechten Arm eindrang; da er mich noch laufen sah, drehte er sein Gewehr um und schlug mich mit dem Kolben nieder. Dann nahm er sein Messer heraus, stach mich in den Hals, wickelte das Haar um seine Finger, und begann dann mit Sägen und Hacken meinen Scalp abzuziehen. Obgleich der Schmerz grauenhaft war, und ich Schwindel und Unwohlsein fühlte, so wußte ich doch recht gut, daß ich mich ruhig verhalten mußte. Nach ungefähr einer halben Stunde that er den letzten Schnitt am linken Schlaf und da der Scalp noch ein bischen hing, so gab er einen Ruck. Da dachte ich, ich müßte mein Leben aushauchen. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Ich fühlte gerade als ob der ganze Kopf weg wäre. Darauf schwang sich der Indianer in den Sattel und sprengte davon. Aber wie er wegging, ließ er meinen Scalp wenige Fuß von mir entfernt fallen, welchen ich nun glücklich erlangte und verbarg. Die Indianer waren dicht in der Nachbarschaft, sonst hätte ich meine Flucht bewerkstelligen können. Während ich so dalag, konnte ich die Indianer umherlaufen, mit einander flüstern und dann kurz darauf Hindernisse auf die Strecke legen hören. Nachdem ich so ungefähr anderthalb Stunden dagelegen hatte, hörte ich das tiefe Rumpeln des Zugs, wie er daher gebraust kam und ich wäre wohl im Stande gewesen, ein Zeichen zu geben, wenn ich es gewagt hätte.